

Unterhaltung als journalistisches Konzept

Der Lokalteil hat kein Ressort „Vermischtes“, er ist selbst eine Mischung – bestenfalls eine gut gemachte. In dieser Mischung sind bunte und unterhaltsame Geschichten unerlässlich. Wer seine Leser unterhalten will, darf sich jedoch nicht auf Karikaturen und Glossen beschränken, sondern muss die journalistische Arbeit neu denken und konzipieren. Dazu gehören Frechheit und Augenzwinkern, auch in den Nachrichten. Unterhaltung wird zum Konzept; das Ergebnis ist ein frischer und anregender Lokalteil, an dem sich die Leser erfreuen und auch mal reiben können.

▶ Preisträger 2016

▶ Politik lokal

▶ Wirtschaft lokal

▶ Kultur lokal

▶ Sport lokal

▶ Gesellschaft lokal

PANORAMA LOKAL

▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige
endete in der
heit so manch
tour mit ihrer
nen im Frust. Weil es
das allen so gut gefie
nicht in ihrer Grö
Schwimmbad ist sie
mitgegangen. Sie
schämt, wollte abf
kungen aus dem
Denn das 1,63 Me
chen brachte im
gramm auf die V
sucht sie, in der
nik „Am Nicolai
sch (Bürgerha

Werbung für mehr Verständnis an der Grenze

Das Verhältnis zwischen Berlin und Warschau ist nicht immer konfliktfrei. Direkt in der Grenzregion sieht es jedoch anders aus. Die Zeitung betrachtet Nachbarn an der Oder und findet ein gewachsenes Fundament von Vertrauen und Verständnis zwischen Polen und Deutschen.

Das Zusammenleben und der Austausch zwischen Deutschen und Polen gehören in Frankfurt (Oder) und Slubice seit Jahren zum Alltag. Zwar ist auch nach dem Wegfall der Grenzkontrollen die Sprachbarriere das größte Problem zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Oder geblieben. Dennoch gibt es so viele deutsch-polnische Begegnungen und Projekte im Alltag der Doppelstadt wie nie zuvor. Die Redaktion widmet ihnen eine Themenwoche. Auf einer ganzen Seite täglich stellt sie Themen und Beispiele der deutsch-polnischen Nachbarschaft vor.

Die Geschichten erzählen von guter nachbarschaftlicher Zusammenarbeit und von ungelösten Problemen, denen sich beide Seiten zuwenden und die exemplarisch zum Alltag der beiden Grenzstädte gehören.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.

Die Redaktion berichtet von Familien, die sich seit vielen Jahren kennen und ohne Worte verstehen. Sie zeigt, wie Restaurants, Cafés und Bars beidseits der Oder sich auf internationale Kundschaft einstellen, wie sich Schulen und Kitas mit dem anderen Land beschäftigen. Sie erzählt von Dolmetscherinnen im Kreißaal, von einem grenzübergreifenden Chor, von Chancen für die katholische Kirche oder für Fußballvereine durch Mitglieder aus Polen.



Dargestellt werden wirtschaftliche Fragen ebenso wie deutsch-polnische Kulturprojekte oder medizinische Themen. Dabei werden auch kritische Fragen behandelt. Begleitet wird die Serie durch einen Sprachkurs und Servicestücke.

Eine Serie, die Wissen über Deutsche und Polen gleichermaßen vermittelt, die Belege gelebter Nachbarschaft liefert und für mehr Verständnis wirbt.

Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Ausländer
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Kultur
- ▶ Menschen
- ▶ Sport
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

MOZ Sonnabend

Frankfurter Stadtbote

13

Dzien dobry!

Po śniadaniu wskocze na rower i pojedzie do Slubici i prawdopodobnie znów o wiele szybciej pokonując most niż wielu kierowców, którzy muszą czekać z powodu prac budowlanych. Ciesze się także na mile rozmowę ze sprzedawczynią gazet, od której dowiedziałem się już wiele o Polsce tego, czego w gazetach nie ma. W niedziele mogłbym właściwie rzucić okiem na pole golfowe obok wielkiego bazaru. Zapraszamy na dzień otwartych drzwi, a przecież gra tam już niejednemu frankfurczyk. Oni prawdopodobnie traktuje to dokładnie jak ja, zając w miescie, w którym na podroz zagraniczną potrzeba tylko pięciu minut. **Dziś: Dariusz Szczygiła (Die Übersetzung finden Sie auf Seite 16)**

Denk-Anstoß

Binde einen Fetzen um einen Stock, halte ihn hoch, und du wirst sehen, wie viele ihm wie einem Banner folgen werden. (Stanislaw Jerzy Lec, poln. Satiriker, 1909–1966)

Vor 25 Jahren

Am 21. Mai 1991 berichtete der Stadtbote über eine Brandenburg-/Berlin-Karte, die der Reise- und Verkehrsverlag in der Reihe „Deutsche Bundesländer: Große Straßenkarte 1:250 000“ veröffentlicht hatte. Neben der Darstellung des Straßen- und Eisenbahnnetzes informierte die Karte auch über Ausflugsgebiete und Orte in den angrenzenden Bundesländern sowie auf der polnischen Seite der Oder.

Ausgestellt

Gestapelt: Individualität heißt dieses Kunstwerk von Erika Stürmer Alex. Es ist im Collegium Polonicum zu sehen. Das Exponat gehört zur Sammlung zeitgenössischer Kunst der Stiftung für das Collegium Polonicum. Außerdem ist im Foyer die Ausstellung „Backsteinarchitektur im Ostseeraum“ zu sehen. Foto: René Mertschkowik

Die Ausstellung kann werktags von 9 bis 19 Uhr besichtigt werden.



Kann beim Übersetzen helfen, wenn polnische Kundschaft kommt: Kellnerin Magdalena Sucherska aus Slubice präsentiert im Eiscafé „Piazza del Gelato“ im Spitzkrug Multi Center in Frankfurt zwei schmackhafte Eisbecher. Foto: Winfried Mausolf

Wirte locken Grenzgänger

Restaurants, Cafés und Bars in Frankfurt und Slubice sind auf internationale Kundschaft eingestellt

VON LISA MAHLKE

Frankfurt/Slubice Von neun befragten Lokalitäten in Frankfurt bieten zwei polnische Speisekarten an. Alle ausgewählten Slubicer Restaurants haben deutsche Karten. Die Nachfrage regelt das Angebot – während Slubicer Gastronomie bis zu 90 Prozent deutsche Gäste zählt, ist der Anteil polnischer Gäste in Frankfurt sehr gering.

Blutwurst, Hühnerleber, Forelle oder „Eisbein Oktoberfest“, dazu ein Diesel oder eine Spezi und zum Nachtisch Käsekuchen. Das ist kein Auszug aus der Speisekarte einer deutschen Traditionskneipe, sondern aus der polnisch-deutschen Karte des Restaurants „Douane“ in Slubice. „Wir haben viele deutsche Gäste, auch Studenten“, erzählt Mitarbeiterin Adriana Dabrowska. „Wir sprechen hier alle Deutsch.“ In dem Steak- und Grillhaus gibt es das „Slubfurt Super Menu“ und das „Slubfurt Classic Menu“ und das „Slubfurt Super Menu“. Schweineknem, Speck, Hühnerbrust, Würstchen und Schaschlik auf einem Teller sollen wohl Frankfurt-Slubicer Verbundenheit ausdrücken.

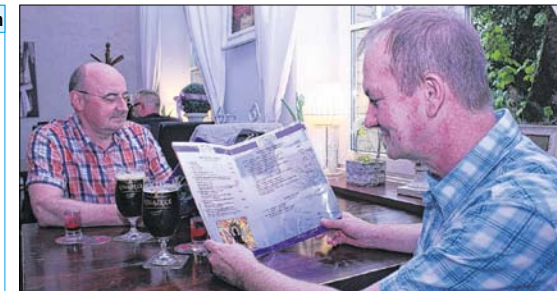
Gegenüber im Restaurant „Villa Casino“ gibt es ebenfalls eine polnisch-deutsche Speisekarte. „Die Karten haben kaum grammatikalische Fehler“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem zählt Stammgast Hubert Hiersche aus Frankfurt. „Und jeder der Kellner bemüht sich, Deutsch zu sprechen.“ So zum Beispiel Rafal Bachmann. „90 Prozent der Gäste sind Deutsche“, sagt er.

Zweispachige Karten

Der Stadtbote hat in neun Frankfurter Restaurants, Cafés und Bars nachgefragt, ob es dort polnische Speisekarten und polnische Mitarbeiter gibt. In fünf von ihnen arbeiten polnische Angestellte. In zwei der befragten Frankfurter Lokalitäten gibt es polnische Karten.

In Slubice wurden neun Cafés und Restaurants ins Visier genommen. Dort fragte die MOZ nach deutschen Speisekarten und Mitarbeitern. In allen neun Cafés und Gaststätten sind die Karten auch auf Deutsch. Deutsche Mitarbeiter gibt es aber nicht.

Da müsse man einfach Deutsch können. Ähnlich sieht es auch in anderen Slubicer Restaurants aus. Im „Ramzes“, „Gruba Ryba“, „Oberza“, „Pyszna Chata“, in den Pizzerien „Europa“ und „Patrol Pizza“ und im Café „Mount Blanc“ gibt es polnisch-deutsche Karten. Im „Ramzes“ sind sie außerdem auch auf Russisch und Englisch verfügbar. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem.



Kommen gern ins Restaurant „Villa Casino“ in Slubice: Hubert Hiersche (links) und Michael Penz empfehlen vor allem die „Schlesischen Klöße“. Foto: Lisa Mahlke

Sören Bollmann, Leiter des Frankfurt-Slubicer Kooperationszentrums: „Da das Lohngefälle für Angestellte in der Gastronomie zwischen Frankfurt und Slubicer Betrieben sehr ausgeprägt ist, gibt es meines Wissens keine deutschen Angestellten in der Slubicer Gastronomie.“ Das Frankfurt-Slubicer Kooperationszentrum, eine Einrichtung beider Stadtverwaltungen für grenzübergreifende Zusammenarbeit, rief im Juli 2011 Gastromen beider Städte dazu auf, ihre Speisekarte in die Nachbarsprache übersetzen zu lassen. Auf deutscher Seite waren folgende Lokale beteiligt: „Diebel's live“, „Captain Campino“ am Eurocamp, „Ramada“, „Turm 24“

und „Zur Alten Oder“. Im Hotel und Restaurant „Zur Alten Oder“ gibt es diese polnische Speisekarte nicht mehr. Auch im „Diebel's live“ wurde sie abgesetzt, denn die Zahl der polnischen Gäste hat abgenommen. Für Gäste, die kein Deutsch sprechen, gibt es trotzdem eine Karte. „Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritsche. Das „Grünkäffee“ ist auf polnische Kundschaft eingestellt. „Wir haben bestimmt schon seit 2008 eine polnische Karte“, erzählt Inhaber Rainer Gränzer. Auch eine polnische Mitarbeiterin gibt es. Grundlegendes wie „Guten Tag“ und „Danke“ würden auch die anderen Mitarbeiter übersetzen können. Allerdings

macht die polnischen Kundschaft höchstens fünf Prozent aus. Zur „Bewirtung 1900“ kommen viele internationale Gäste. Deshalb gibt es dort auch englische Speisekarten. Polnische Gäste werden fast immer gut Deutsch oder Englisch sprechen. Auch im „Redo XXL“ und im Eiscafé „Bellini“ gibt es englische Karten. Dort, in der Cocktaillbar „Halbzelt“ und im Eiscafé „Piazza del Gelato“ arbeiten auch Polen. Verständigungsprobleme gibt es also nicht. Das „Steak-House Hölzfall“ hat zwar keine polnischen Mitarbeiter, aber seit etwa zehn Jahren eine polnische Speisekarte. „Wir haben sogar polnische Stammgäste“, erzählt Doreen Köcher.

Frage des Tages

Wie lernt man Polnisch für den Alltag am besten?



Leiterin des Polnisch-ektorats **EWA BAGLAJEWSKA-MIGLUS**

Wer an der Grenze zu Polen lebt, möchte sich vielleicht mit seinen polnischen Nachbarn verständigen können. Wie man das am schnellsten lernen kann, fragte Lisa Mahlke die Leiterin des Polnisch-ektorats am Sprachzentrum der Villa, Ewa Baglajewska-Miglus.

Frau Baglajewska-Miglus, wie fängt man am besten mit dem Polnischlernen an, wenn man keine Grundkenntnisse hat? Es gibt das Heft „Versuch's auf Polnisch“ des Deutsch-Polnischen Jugendwerks. Die Phonetik ist dabei so erklärt und geschrieben, dass jeder Deutsche das lesen kann, auch wenn er gar kein Polnisch spricht.

Welche Angebote haben Sie im Sprachzentrum? Unsere Kurse sind zum Teil für Gasthörer offen. Wir haben ein sehr gutes Tandemprogramm und im Selbstlernzentrum auch eine große Filmothek. Dort kann man Filme gucken, auch wenn man kein Student ist. Zusammen mit der Villa sind sprachliche GbH planen wir außerdem einen Kurs „Polnisch für Senioren“.

Wie oft sollte man üben? Am besten täglich, aber ohne Druck. Zu Sprache gehört Kultur und Austausch, sie lebt von Kontakten. Hier im Grenzbereich gibt es viele Möglichkeiten, Polnisch zu praktizieren. Man kann im SMOK polnische Kinofilme schauen, im Collegium Polonicum Bücher ausleihen. Eltern können zusammen mit ihren Kindern üben, wenn diese Polnisch lernen.

Haben Sie Tipps, wenn beim Polnischsprechen Frust aufkommt? Man sollte den Kontakt zu Polen suchen, nicht abblocken. Man kann die Leute bitten, langsamer zu sprechen. Und immer höflich sein. Neben „dzien dobry“ sind „dziekuje“, „prosze“ und „przepraszam“ die drei magischen Wörter.

Medizin an der Grenze

Frankfurt (thg) In der Nachbarschaftsreihe des Stadtbotes geht es am Montag um die medizinische Versorgung an der Grenze. Dann berichten wir unter anderem über eine Dolmetscherin im Kreißaal und über Schönheitsoperationen in Slubice.

Sprechen Sie Polnisch? Czy Pan/Pani mowi po niemiecku?

Die MOZ testete in einer Umfrage die Deutschkenntnisse der Polen und die Polnischkenntnisse der Deutschen / Übersetzen sollten sie drei verschiedene Sätze

Frankfurt/Slubice (sam) Der Stadtbote hat in einer Straßenumfrage drei Polen gefragt, was heißt auf Deutsch: 1. Dzien dobry, 2. Poprosze o rachunek, 3. Gdzie jest poczta?

Die selben Fragen haben wir drei Frankfurtern gestellt. Was heißt auf Polnisch: 1. Guten Tag, 2. Die Rechnung, bitte, 3. Wo ist die Post? Deutsche sprechen so schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitformen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheiter aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.



Kamilla Twardowska (28), Grodzisk Wielkopolski: „1. Guten Tag oder guten Morgen, je nach Uhrzeit. 2. Bitteschön, Rechnung. 3. Wo ist das pocztka?“



Mariusz Boryn (46), Slubice: „1. Guten Tag, 2. Bitte Rechnung. 3. Wo ist Post? Ich habe vor 30 Jahren in der Schule angefangen, Deutsch zu lernen.“



Klaudia Tomaszewska (18), wohnt nahe Poznan: „1. Guten Tag, 2. Ich möchte bezahlen. 3. Wo ist die pocztka? Das weiß ich nicht auf Deutsch.“



Wilfried Heinze (75), Frankfurt: „1. Dzien dobry, 2. Vielleicht gdzie pocztka oder ile kilometrow do pocztka? Und ich kenne noch gdzie pocztka und do wiedzina.“



Ursula Fischheiter (65), Frankfurt: „1. Guten Tag heißt dobry dzien oder so. Bitte und Danke heißt prosze und dziekuje. Ich bedaure, kein Polnisch zu sprechen.“



Dieter Klima (71), Frankfurt: „1. Dzien dobry, 2. Proszę mi przyniesc rachunek, 3. Gdzie jest pocztka? Ich bin mit Polnisch aufgewachsen.“ Fotos (6): Lisa Mahlke

Kontakt:

Heinz Kannenberg, Redaktionsleiter, Telefon: 0335/5530 590, E-Mail: hkannenberg@t-online.de

Eine persönliche Zeitreise zum Landes-Jubiläum

Der Zeitzeuge hat fast am selben Tag Geburtstag wie das Land Niedersachsen. Die Zeitung lässt ihn Geschichten aus seinem Leben erzählen und bringt sie in Bezug zum Bundesland. Das spröde Jubiläum „70 Jahre Niedersachsen“ wird dadurch zu einer persönlichen Zeitreise.

Für den Geburtstag des Landes Niedersachsens sucht die Redaktion nach einem guten Zugang und spürt schließlich einen älteren Herrn aus dem Landkreis auf, der genauso alt ist wie das Bundesland und der zu den vergangen 70 Jahren persönliche Geschichten erzählen kann. Mit dem Zeitzeugen hat die Zeitung Glück. Er erinnert sich an viele Begebenheiten aus dem Landkreis und aus seinem eigenen Leben.

Die Volontärin trifft sich mehrmals mit ihm und geht chronologisch, von der Geburt bis heute, die verschiedenen Jahrzehnte durch.

Es ist nicht immer einfach, die Geschehnisse und Erinnerungen zu sortieren und die Gespräche zu strukturieren. Am Ende hat die Volontärin sehr viele Geschichten und Informationen und muss in den hauseigenen Archiven und im Internet Bezüge zum Landkreis finden.

NORDSEE-ZEITUNG

Mithilfe der persönlichen Erinnerungen des Zeitzeugen kann schließlich in acht Serienteilen die Geschichte des Bundeslandes der vergangenen 70 Jahre nacherzählt werden – immer mit dem Fokus auf dem eigenen Landkreis.

So erzählt der Mann über das harte Leben und die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg, seine Schulzeit in der riesigen Dorfschulklasse, über den Alltag in den 1950er Jahren mit einem Badetag pro Woche, über den ersten Fernseher im Wohnzimmer, den Autobahnbau in den 1970ern, die Reaktor-katastrophe in Tschernobyl oder die Stimmung nach dem Fall der Mauer.

Und wenn er über die heutige Zeit sinniert, freut er sich über 70 Jahre Frieden in Europa und schämt sich für Zeitgenossen, die sich über Flüchtlinge aufregen.

Die Fotos zu der Serie stammen aus dem hauseigenen Archiv und teilweise aus dem privaten Album des Zeitzeugen.

Auf die Serie melden sich viele Leser mit eigenen Erinnerungen, etwa an den Bau der Autobahn, die Verlegung der ersten Wasserrohre oder den Millenniumswechsel. Einige erkennen sogar Angehörige auf den alten Fotos.

Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Menschen
- ▶ Politik

Kontakt:

Dörthe Schmidt, Volontärin, Telefon: 0471/597 257, E-Mail: doerthe.schmidt@nordsee-zeitung.de

Serie „70 Jahre Niedersachsen“: So lebten die Cuxländer im Jahr 1946

Vom harten Leben in der „Geburtsstunde“

Es ist eine andere Zeit. Die Cuxländer haben mit den Kriegsfolgen zu kämpfen und sind mit dem Überleben beschäftigt. Nebenbei müssen die Menschen ihre Heimat wieder aufbauen. Auch politisch verändert sich alles: Am **1. November 1946** wird Niedersachsen gegründet – feiert also dieses Jahr seinen 70. Geburtstag. Günter Heesemann aus Kassebruch feiert mit, denn er ist nur einen Tag nach der Gründung geboren. Er erinnert sich zurück an seine ersten Lebensjahre als Sohn eines kriegsversehrten Vaters und einer oberschlesischen Mutter. **VON DÖRTHE SCHMIDT**



Mit ihren dunklen Haaren fiel Rosel Heesemann in Norddeutschland auf. Mit Sohn Günter und Ehemann Hans posieren sie fürs Familienalbum.

Mangel an Lebensmitteln, zerbombte Straßen und Flüchtlingsströme – direkt nach dem Krieg hatten die Menschen im Cuxland mit vielem zu kämpfen. Ihr Alltag war geprägt von körperlicher Arbeit. Kinder stahlen Kohle von Eisenbahnwagen, Städter gingen mit ihrem Hab und Gut über die Dörfer, um Lebensmittel zu „hamstern“ und es galt, zerbombte Gebäude wieder aufzubauen. Die Menschen waren täglich damit beschäftigt, das Lebensnotwendige zu beschaffen – mit politischen Themen wie der Gründung Niedersachsens befassten sich wohl nur wenige.

Rosel Heesemann wird es vielleicht gar nicht mitbekommen haben, denn die 22-Jährige lag hochschwanger im Krankenhaus im damaligen

Wesermünde. Einen Tag nach Gründungsdatum brachte sie ihren ersten Sohn zur Welt: Günter, der mit seiner Mutter, seinem Vater und den Großeltern in einem Reetdachhaus in dem verschlafenen Kassebruch, in der Nähe von Hagen, aufwuchs.

„Ein harter Brocken“

Die gebürtige Oberschlesierin hatte sich ihr Leben eigentlich anders vorgestellt. Denn sie stammte aus Hindenburg (heute Zabrze) – einer Großstadt – und wollte dort auch nie weg. „Für meine Mutter war der Umzug aufs Land ein harter Brocken“, erinnert sich Günter Heesemann, „wenn sie in Kassebruch die Küchentür aufgemacht hat, haben hier sozusagen die Kühe auf den Esstisch geguckt.“

Als Soldat war Günters Vater, Hans Heesemann, in den ehemaligen ostdeutschen Gebieten im Einsatz. Er lernte Rosel in Hindenburg kennen und heiratete sie 1943. Das Paar wollte dort bleiben. Doch mit Kriegsende wurden Heesemanns – wie alle Deutschen – in den Westen vertrieben. So wuchs die Einwohnerzahl Niedersachsens im Vergleich zu der Zeit vor Kriegsbeginn,

um ein Drittel an. Die Flüchtlinge suchten eine neue Heimat. Oder, wie in dem Fall von Günter Heesemanns Vater: Sie kehrten zurück.

Auch wenn die dörfliche Umgebung und der landwirtschaftliche Alltag für Rosel Heesemann neu waren – aus heutiger Sicht hatte die junge Familie Glück, auf dem Land zu wohnen. „Ich habe kein einziges Mal in meinem Leben Hunger gehabt“, sagt Günter Heesemann. Dass es ihnen so gut ging, sei damals keine Selbstverständlichkeit gewesen. Er habe zu Schulzeiten beobachtet, dass nicht alle Kassebrucher Kinder zu

Hause satt wurden. „Mich hat zwar nie jemand nach meinem Pausenbrot gefragt, aber man hat es ihnen angemerkt“, sagt der 69-Jährige, der mittlerweile in Dritsethe lebt.

„Wir hatten unseren großen Garten, eine kleine Landwirtschaft und meine Mutter war ziemlich pfiffig“, sagt Heesemann, der sich naturgemäß vor allem aus Erzählungen an seine ersten Lebensjahre erinnert. Seine Mutter habe vor ihrer Flucht in den Westen beim Bund Deutscher Mädel gelernt wie man wirtschaftet, kocht und näht. „Und die landwirtschaftlichen Tä-



tigkeiten hat sie dann hier schmerzlich gelernt.“ So fuhr die junge Frau, die in einer Stadt groß geworden war, in Kassebruch jeden Morgen mit dem Fahrrad und zwei Milchkannen auf die Weide, um die Kühe zu melken. „Der Rückweg mit den vollen Kannen war ein Balance-Akt“, sagt Günter Heesemann.

Die Oberschlesierin hatte damals keine Wahl, sie musste sich eingewöhnen und alles Notwendige lernen. Der Alltag war von körperlicher Arbeit geprägt: das Wasser für den Haushalt und zum Tränken der Tiere im Stall, musste von Hand aus einem Brunnen gepumpt werden.

Die Heesemanns waren, wie alle Menschen in der Trümmerzeit, auf ihre eigenen Fähigkeiten angewiesen. Die Familie versuchte auf allen Wegen, sich etwas dazu zu verdienen. Die junge Mutter verkaufte Gemüse aus ihrem Garten. Ihr Mann war gelernter Tischler und stellte – trotz einer Muskellähmung am rechten Arm – neben seiner Arbeit viel Spielzeug für den Sohn selbst her. Doch er war auch im Tauschhandel: „Mein Vater hatte sich ein wenig auf Spinnräder spezialisiert und hat uns dafür dann Naturalien und so weiter ergattert.“

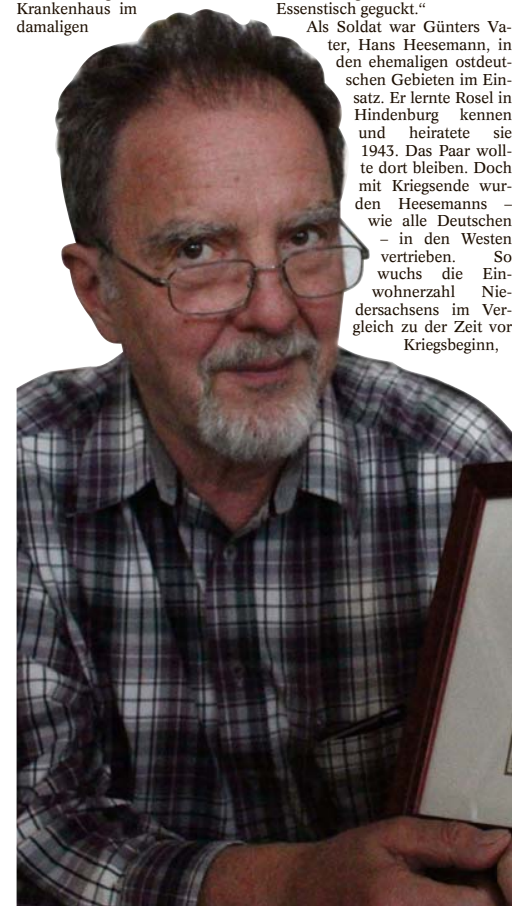
Junges Land – viel Geschichte

Die **Gründung des Bundeslandes Niedersachsen**, so wie wir es heute kennen, ist eng mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verknüpft: Am 1. November 1946 beschloss die britische Militärregierung die Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe offiziell zu einem neuen Land zusammenzufassen. Das war die Geburtsstunde Niedersachsens.

Der heutige Name sowie das Wappen gehen auf die **Siedlungszeit der Sachsen** zurück. Das Bundesland ist die Heimat des westgermanischen Volkes, das sich im frühen Mittelalter dort in einer Stammeskultur organisierte.

Vom Gebiet mit dem Namen „Niedersachsen“ war das erste Mal im **14. Jahrhundert** die Rede. Viele historische Ereignisse waren dieser Entwicklung vorausgegangen. Darunter mehrere Kriege zwischen den Franken und Sachsen oder auch die Aufteilung des Reiches.

Vor Beginn des Zweiten Weltkrieges lag die **Einwohnerzahl Niedersachsens** bei 4,5 Millionen. Durch die Flüchtlinge aus den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, stieg diese Zahl um ein Drittel an auf 6,7. Heute leben ungefähr 7,9 Millionen Menschen im Bundesland. (jak)



Die Familie blieb nicht lange zu dritt. 1948 bekam Günter Heesemann einen kleinen Bruder.

Die Serie

70 Jahre Niedersachsen – für die NORDSEE-ZEITUNG ist das ein guter Grund, einmal nachzuschauen, wie sich das Leben der Menschen im Cuxland über die Jahrzehnte verändert. Mit den Erzählungen von Günter Heesemann beginnt heute **eine neue Serie**. Mit dem 69-Jährigen begeben wir uns auf eine Reise durch die Geschichte.

In der nächsten Folge am Sonntag zeigen wir, wie das **Cuxland im Jahr 1946** aussah.

Interviews mit überraschenden Einsichten

LUDWIGSBURGER
KREISZEITUNG

Die Bürgermeisterin redet über Fußball, der katholische Pfarrer über den Islam und der CDU-Abgeordnete über Micky Maus. Die Redakteure bitten Menschen aus dem Verbreitungsgebiet zum Interview und geben dabei ein unerwartetes Stichwort vor.

Das Konzept der Seite heißt „Lokalzeit“. Sie ist Bestandteil jeder Wochenendausgabe. Mal sind es Reportagen, mal Porträts, mal Interviews, die auf dieser Seite erscheinen. So besonders wie die Themen ist auch die Interviewreihe „Reden wir über ...“. Redakteure sprechen darin mit Menschen aus der Region über ein Stichwort, das zunächst nicht unbedingt mit dem Interviewten in Verbindung gebracht wird.

Die Gespräche bieten eine gute Gelegenheit, oftmals bekannte Menschen von einer unbekannteren, ja ungeahnten Seite kennenzulernen. Da erzählt die frühere baden-württembergische Sozialministerin zum Stichwort „Männer“ nicht nur über Männerseilschaften in der Politik, sondern auch über

ihren Jugendschwarm und ihre heutige Beziehung. Und der Kleinstadtbürgermeister berichtet zum Thema „Karibik“, warum er so gern zu den Südseeinseln fliegt und wie bald er wieder Heimweh nach Schwaben bekommt.

Überdies nutzt die Zeitung, über die Interviewreihe aktuelle Themen auf ungewöhnliche Weise zu behandeln. Zur bevorstehenden Fußball-Europameisterschaft spricht die Redaktion mit der Bürgermeisterin über die Abseitsfalle, Millionengehälter im Profifußball und Public Viewing. Und die Debatte über islamische Flüchtlinge greift die Zeitung im Gespräch mit dem katholischen Pfarrer auf, der über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Religionen nachdenkt.

Passend zu den ausgefallenen Interviews (die meisten davon im Wortlaut) sind die Seiten im luftigem Layout mit großformatigen Bildern gestaltet.

Das Format ist unterhaltsam und es offenbart Lesern wie Journalisten überraschende Einsichten.

Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Unterhaltung

Kontakt:

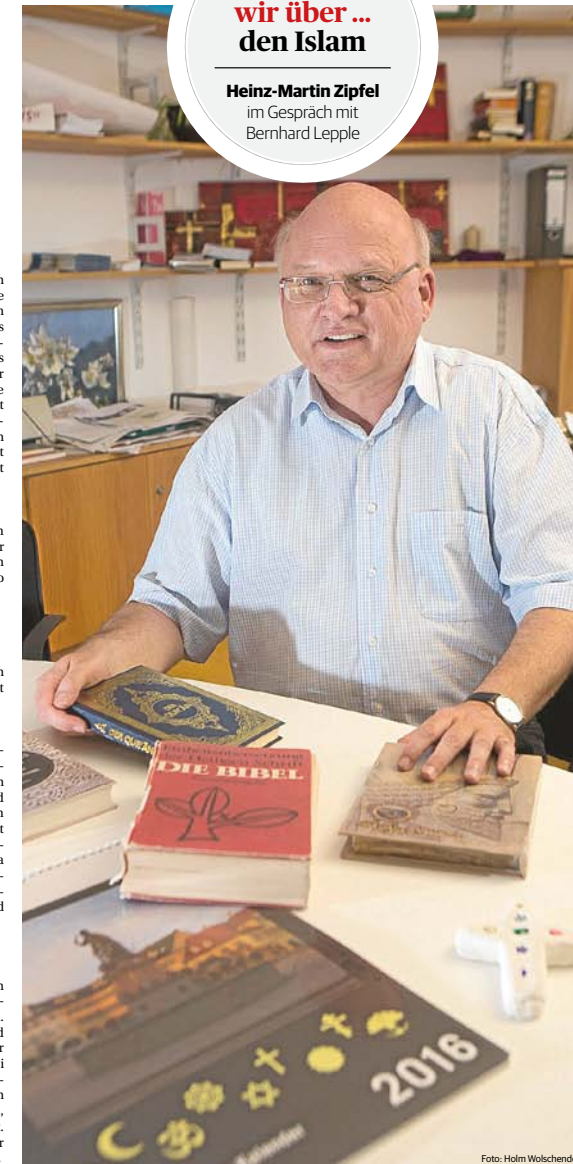
Ulrike Trampus, Chefredakteurin, Telefon: 07141/130-366, E-Mail: ulrike.trampus@lkz.de

18 Lokalzeit

WWW.LKZ.DE 20./21. AUGUST 2016 SAMSTAG/SONNTAG

Reden wir über ... den Islam

Heinz-Martin Zipfel im Gespräch mit Bernhard Lepple



Warum haben viele Christen Vorbehalte, gar Angst gegenüber Muslimen?
HEINZ-MARTIN ZIPFEL: Ob speziell Christen Angst vor Muslimen haben, würde ich infrage stellen. Auffällig ist doch, dass es vor allem dort Protestdemonstrationen gibt, wo das Christentum weniger stark präsent ist: in Ostdeutschland. Meistens ist es das Fremde, das Angstgefühle auslöst. Und da geht es nicht nur um eine fremde Religion, sondern um eine fremde Kultur. Sicherlich spielt auch die Angst vor Veränderung eine Rolle: Wenn andere zuwandern, was bleibt dann denen, die schon immer da sind? Diese Sorge um die Zukunft ist auch nicht von der Hand zu weisen, die ist menschlich.

Welche Rolle spielt das Kopftuch dabei?
Das ist für mich nur eine äußere Form. Wenn es streng getragen wird im Sinne von totaler Verhüllung, ist es natürlich sehr auffällig. Ich erlebe es aber hier in Ludwigsburg nicht so befremdlich.

„Der Islam gehört heute zu Deutschland“, hat 2010 der damalige Bundespräsident Christian Wulff gesagt. Was sagen Sie dazu?
Menschen verschiedener Religionen gehören zu Deutschland. Dieses Land besteht nicht nur aus Christen, das ist ganz klar.

Wie steht die Kirche zum Islam?
Ich kann nur für die katholische Kirche sprechen. Wir haben seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, also seit 50 Jahren, ganz klar den Dialog mit den Religionen beschrieben. Und der wird auch praktiziert. Ich sehe Religionen nicht als ein Gegeneinander, sondern es geht um Menschen, die an Gott glauben. Das verbindet uns. Wie das dann gemacht wird, da gibt es verschiedene Formen, Weisen, Bräuche. Die kann man kennenlernen. Der gemeinsame Punkt ist der Glaube an Gott, und da ist uns der Islam gar nicht so fremd.

Beten Christen und Muslime zum selben Gott?
Ja, eindeutig. Es gibt nur einen Gott. Wie ich mir den in den verschiedenen Religionen vorstelle, das ist allerdings sehr unterschiedlich. Aber vom Glauben der Christen, Juden und Muslime her gibt es nur den einen, zu dem wir beten. Die Unterschiede liegen weniger bei Gott als darin, wie die Menschen ihn verstehen. Die Christen sagen, es gibt Vater, Sohn und Heiligen Geist, Juden und Muslime sagen, es gibt den einen Gott und Jesus ist Prophet. Da differenziert es sich dann. Aber es gibt sehr viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

Was wäre so ein Unterschied?
Die Christen sagen, Gott hat sich in Jesus Christus als Person gezeigt. Was wir in der Bibel über ihn lesen, das haben Menschen in ihrer Zeit aufgeschrieben. Das macht es notwendig, ihn zu deuten, ihn zu erklären. Im Islam ist die Vorstellung dagegen, dass Mohammed den Koran von Gott diktiert aufgeschrieben hat – wortwörtlich. Damit hat das geschriebene Wort in diesem Buch eine ganz andere Bedeutung. Das kann ich nicht einfach ändern oder auslegen.

Was ist dran an der Vorstellung, es gebe einerseits den gnädigen, andererseits den strengen, rächenden muslimischen Gott?
Es gibt innerhalb der Schriften eine große Bandbreite von Gottesbildern. Und dann gibt es eine zeitliche, situationsbezogene Sichtweise: Je friedlicher die Welt war und ist, desto friedlicher kann man sich Gott vorstellen. Auch im Christentum ist nicht ein für allemal klar, ob Gott gnädig, barmherzig oder streng ist. Sondern er ist wohl alles davon. Das hängt von unserer Vorstellung ab.

Gibt es im Christentum ein Feindbild Islam?
Geschichtlich gab es das auf jeden Fall. Heute sehe ich das nicht, weder in der katholischen Kirche allgemein noch hier in den Ludwigsburger Gemeinden. Es ist ein Interesse an der anderen Religion da. Man trifft sich, begegnet sich, auch durch den Flüchtlingszuzug.

Also stellen Sie im Alltag eher Neugier als Ablehnung fest?

Ja, Christen sind Menschen ihrer Zeit. Natürlich gibt es auch hier in den Gemeinden Ablehnung und auch teils kontroverse Diskussionen. Aber die Grundstimmung ist nicht feindselig oder ablehnend, sondern offen.

Wie äußert sich dieses Interesse?
Etwa in einer qualifizierten Begegnung wie beim jährlichen Ludwigsburger „Gebet der Religionen“ am 3. Oktober, dem Tag der deutschen Einheit. Da legt jede Religion ihre Haltung zu einem Thema dar, beispielsweise zu Engeln. Man hört Texte, eine Auslegung, ein Gebet und nimmt auf, wie die anderen glauben und beten. Da entdeckt man immer wieder Neues. Ich staune selbst darüber, wie viel Gemeinsames es gibt.

Spüren Sie diese Offenheit auch bei den Vertretern der anderen Religionen?
Ja, und das halte ich auch für wichtig. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA entstand in Ludwigsburg die Planungsgruppe „Dialog der Religionen“, um sich kennenzulernen, auch bei gegenseitigen Besuchen in den Gemeinden. Dann sind Christen in der Moschee, nicht wie im Museum, sondern zur Begegnung im Gebet. Das ist etwas Wertvolles, das prägt das Miteinander. Dann kennt man sich, und redet ganz anders miteinander. Auch in den Grenzbereichen des Lebens – wenn es um Krankheit, Unfall, Schicksalsschläge, Tod geht – bewegen wir uns aufeinander zu. Bei der Notfallseelsorge, auch beim Besuchsdienst im Krankenhaus machen mittlerweile Muslime mit. Es gibt auch gegenseitige Einladungen, etwa zum Fastenbrechen beim Ramadan auf dem Marktplatz.

Ist der Glaube ein Mittel gegen radikale Ansichten?
Wie soll man denn sonst Radikalisierungen vermeiden, als wenn wir miteinander in Kontakt sind über das, was den Menschen ausmacht? Hauptpunkt ist der menschliche Kontakt. Das Gefährlichste ist, wenn sich jemand isoliert fühlt. Im alltäglichen Leben kommt es darauf an, dass man sich nachbarschaftlich begegnet und Kindern und Jugendlichen die Chance gibt, gut aufzuwachsen und eben nicht isoliert zu werden.

Wie wichtig ist Religion für Flüchtlinge?
Ich schätze das mindestens als hilfreich, wenn nicht sogar als notwendig ein. Ein Grundsatz der Ludwigsburger Erklärung nach dem 11. September 2001 heißt, jeder respektiert die Religion des anderen, auch deren Ausübung. Das ist ein Schritt zu Beheimatung. Keiner muss seine Religion im Herkunftsland lassen, sondern kann sie hier weiterleben. Und damit kann auch er selbst weiterleben. Schließlich hat die Religion bei den Menschen, die so enturzelt werden durch Krieg oder Armut, eine ganz andere Rolle als bei uns: Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.

Ja, Christen sind Menschen ihrer Zeit. Natürlich gibt es auch hier in den Gemeinden Ablehnung und auch teils kontroverse Diskussionen. Aber die Grundstimmung ist nicht feindselig oder ablehnend, sondern offen.

Wie äußert sich dieses Interesse?
Etwa in einer qualifizierten Begegnung wie beim jährlichen Ludwigsburger „Gebet der Religionen“ am 3. Oktober, dem Tag der deutschen Einheit. Da legt jede Religion ihre Haltung zu einem Thema dar, beispielsweise zu Engeln. Man hört Texte, eine Auslegung, ein Gebet und nimmt auf, wie die anderen glauben und beten. Da entdeckt man immer wieder Neues. Ich staune selbst darüber, wie viel Gemeinsames es gibt.

Spüren Sie diese Offenheit auch bei den Vertretern der anderen Religionen?
Ja, und das halte ich auch für wichtig. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA entstand in Ludwigsburg die Planungsgruppe „Dialog der Religionen“, um sich kennenzulernen, auch bei gegenseitigen Besuchen in den Gemeinden. Dann sind Christen in der Moschee, nicht wie im Museum, sondern zur Begegnung im Gebet. Das ist etwas Wertvolles, das prägt das Miteinander. Dann kennt man sich, und redet ganz anders miteinander. Auch in den Grenzbereichen des Lebens – wenn es um Krankheit, Unfall, Schicksalsschläge, Tod geht – bewegen wir uns aufeinander zu. Bei der Notfallseelsorge, auch beim Besuchsdienst im Krankenhaus machen mittlerweile Muslime mit. Es gibt auch gegenseitige Einladungen, etwa zum Fastenbrechen beim Ramadan auf dem Marktplatz.

Ist der Glaube ein Mittel gegen radikale Ansichten?
Wie soll man denn sonst Radikalisierungen vermeiden, als wenn wir miteinander in Kontakt sind über das, was den Menschen ausmacht? Hauptpunkt ist der menschliche Kontakt. Das Gefährlichste ist, wenn sich jemand isoliert fühlt. Im alltäglichen Leben kommt es darauf an, dass man sich nachbarschaftlich begegnet und Kindern und Jugendlichen die Chance gibt, gut aufzuwachsen und eben nicht isoliert zu werden.

Wie wichtig ist Religion für Flüchtlinge?
Ich schätze das mindestens als hilfreich, wenn nicht sogar als notwendig ein. Ein Grundsatz der Ludwigsburger Erklärung nach dem 11. September 2001 heißt, jeder respektiert die Religion des anderen, auch deren Ausübung. Das ist ein Schritt zu Beheimatung. Keiner muss seine Religion im Herkunftsland lassen, sondern kann sie hier weiterleben. Und damit kann auch er selbst weiterleben. Schließlich hat die Religion bei den Menschen, die so enturzelt werden durch Krieg oder Armut, eine ganz andere Rolle als bei uns: Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.

Können christliche Gemeinden davon profitieren, wenn Flüchtlinge ihre Religion mehr leben als die einheimische Bevölkerung?
Das glaube ich nicht. Das Religiöse ist in unserer Kultur etwas individuell Verortetes. Nur weil ein anderer das lebt, werde ich das nicht auch leben. Es kann höchstens dazu anregen, über die Rolle des Glaubens im eigenen Leben nachzudenken. Das ganz bewusste Miteinanderleben verschiedener Religionen, dem gebe ich die Zukunft. Wenn das gelingt, dann haben wir auch die Chance zu einem friedlicheren Miteinander.

Was bedeutet die zunehmende Säkularisierung für die Gesellschaft und das Verhältnis der Religionen?
Das Negative wäre, wenn Glaubensgemeinschaften sich ins Private entwickeln würden, dann nähme der positive Einfluss auf die Gesellschaft ab. Das hielte ich nicht für richtig. Um menschliches Leben gelingend in der Breite gestalten zu können, braucht es die religiöse Seite. Die Religionen stehen in der Verantwortung, den Glauben des Menschen zu kultivieren, gesellschaftlich einzubringen und die Kraft, die darin steckt, dienlich zu machen für das Miteinander.

„Ich staune, wie viel Gemeinsames es gibt“

Was denkt ein katholischer Pfarrer über den Islam? Und wie schätzt er das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Ludwigsburg ein? Heinz-Martin Zipfel, der mit einer syrischen Flüchtlingsfamilie Tür an Tür wohnt, sieht im bewussten Miteinander der Religionen eine große Chance.

ZUR PERSON

Heinz-Martin Zipfel

Er hat in Tübingen und Wien katholische Theologie studiert, war Seelsorger in Fellbach und Stuttgart und ist seit 2010 Pfarrer in Ludwigsburg. Der 59-jährige Heinz-Martin Zipfel, gebürtiger Reutlinger, ist in der Ludwigsburger katholischen Gesamtkirchengemeinde schwerpunktmäßig für die Gemeinde St. Paulus mit den Gebieten Schloßlesfeld und Ölweil zuständig. Zipfel engagiert sich unter anderem im Arbeitskreis Asyl Ost und im Ludwigsburger Forum „Dialog der Religionen“, in dem vier islamisch-türkische

Vereine, die evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, die hinduistische Glaubensgemeinschaft, die jüdische Gemeinde und die ausländischen christlichen Pfarrgemeinden vertreten sind. Ziel des Forums ist es, den Dialog zwischen den Kulturen und Religionen zu fördern und mit Veranstaltungen und gegenseitigen Besuchen über die verschiedenen Religionen zu informieren, damit Vorurteile und Ängste abzubauen und das friedliche Zusammenleben und die Integration zu fördern. (blp)

Auf den Spuren des Geldes warten schillernde Themen

Bestechlichkeit im Amateurfußball. Organspende. Sexualbegleiter. Glücksspiel. Pfandleihe. Schönheit. Was haben all diese Stichworte gemeinsam? Alles hat seinen Preis. Die Volontäre folgen in ihrer multimedialen Serie der Spur des Geldes und lernen: Fast alles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint.

In unserer Gesellschaft kann man – fast – alles kaufen. Schönheit und Sex, Gesundheit und Status, Freiheit und Erfolg, selbst der Tod hat seinen Preis. 15 Nachwuchsredakteure des Südkuriers haben in ihrer Region gefragt, ob sich wirklich alles nur um Geld dreht. Sie entwickeln eine multimediale Serie, die zeigt, wie käuflich die Heimat ist.

Neun Monate dauert die Vorbereitung des Volontärsprojekts, bis die Geschichten ins Netz gehen. In der Zeit wird geplant, organisiert, recherchiert, werden Termine gemacht, Videos gedreht und Interviews geführt. Die Serie „#käuflich“ trägt mit Absicht einen Hashtag vor dem Titel. Er soll die multimediale Anlage und den digitalen Schwerpunkt der Serie dokumentieren. Die Volontäre nutzen alle Online-Möglichkeiten, interaktive Grafiken, neue Erzählformen, Audiomitschnitte und Videos. Sie bauen die Homepage für das Projekt, zeichnen selbst die

grafischen Elemente, die den Netzauftritt und die Zeitungsserie illustrieren. Sie sorgen auch für Vertrieb und Marketing, verbreiten das Projekt in den sozialen Netzwerken, drucken Ansichtskarten und verteilen sie in Kneipen.

Die Themen der Serie sind schillernd und überraschend: von Sucht bis Schönheit, von Prostitution im digitalen Zeitalter bis zum Thema Tod.

Alle Artikel haben einen Bezug zur Region. Sie erzählen von dem großen und kleinen Geld im Profisport und von der Bestechlichkeit im Amateurfußball. Über gekaufte Spenderorgane. Vom großen Geschäft mit Schönheitsoperationen. Über Sexualbegleiter, die gegen Geld Menschen mit Behinderung ein Sexualleben ermöglichen. Von der Sucht im Glücksspiel. Oder auch von einem Aussteiger, der der Konsumwelt entsagt hat.

SÜDKURIER

Am Ende fragen sich die Volontäre in einem großen Essay: Dreht sich wirklich alles nur ums Geld? Und sie verraten, von was sie sich für kein Geld der Welt trennen würden.

Die Nachwuchsredakteure bilden für dieses Projekt ein Team aus Journalisten, Mediengestaltern, Entwicklern, Marketingleuten und Vertrieblern, das eng zusammenarbeitet. Sie arbeiten wie die Redaktion der Zukunft.

Stichworte

- ▶ Gesellschaft
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Multimedia
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Unterhaltung



Freudensprung: Bei der Autorenavstellung verraten die Volontäre, wovon sie sich für kein Geld der Welt trennen würden. Für Martin Deck sind es die Freunde.

#käuflich Das Projekt

#käuflich: Mit ihrem Digitalprojekt schlagen 15 Nachwuchsredakteure des SÜDKURIER neue Wege ein. Zwei Dutzend besondere Geschichten aus der Region werden im Internet multimedial erzählt. Nun kommt #käuflich in die Tageszeitung

VON MONIKA OLHEIDE

Weg zum neuen Organ. Richtig teuer kann der Wunsch nach einem perfekten Körper werden. Was sich alles mit Schönheitsoperationen verändern lässt und bei welchen Eingriffen auch Chirurgen Skrupel haben, erfahren Sie am 30. November. Ganz und gar nicht auf die Wirkung auf andere bedacht ist ein Mann, der alleine in einem Erdloch im Schwarzwald lebt. Warum er das tut und wie er überleben kann, wird in der sechsten Folge der Serie #käuflich erläutert. Eine enge Verbindung zu wirtschaftlichen Interessen gibt es auch bei den Themen Abfall und Abgabe. Um die Reste des Konsums geht es am

7. Dezember. Und zum Schluss? Auch da kommt es auf das Kleingedruckte an, wie in der achten Serienfolge deutlich wird. Denn der Tod beendet das Leben, aber der Status kann mit der Wahl der letzten Ruhestätte bestehen bleiben. Klar wird: Vieles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint. Doch dreht sich wirklich alles nur ums Geld? Diese Frage wird im großen Essay zum Serienabschluss aufgegriffen. Im Wochenendmagazin am 10. Dezember verraten die 15 Autoren außerdem, von was sie sich selbst für kein Geld der Welt trennen würden.

Neun Monate haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „Käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossier-Themen aus der Bogen spannt sich von der sensiblen Menschengeschichte, bei der es um Leben und Tod geht, über



#käuflich im Internet

Wie können Geschichten im Internet erzählt werden? Welche multimedialen Formen gibt es, um Informationen zu vermitteln? Texte, Bilder, Videos, interaktive Grafiken, Illustrationen oder Audiomitschnitte – die Bandbreite der Möglichkeiten ist groß. #käuflich umfasst rund zwei Dutzend Reportagen aus der Region. Ungewöhnliche Inhalte – außergewöhnlich aufbereitet.

Abonnenten von SÜDKURIER Digital haben unbegrenzten Zugriff auf alle Inhalte des Dokuments www.suedkurier.de/kaeufllich. Darüber hinaus ist das Projekt auch in den sozialen Medien präsent. Bei Facebook ([facebook.com/kaeufllich](https://www.facebook.com/kaeufllich)), Twitter ([@kaeufllich](https://twitter.com/kaeufllich)) und Instagram ([/kaeufllich](https://www.instagram.com/kaeufllich)) haben Nutzer die Möglichkeit, Einblicke in die Projektphase von #käuflich zu bekommen.

ZEICHNUNGEN: LUISA RISCHÉ / GESTALTUNG: STEFANIE KERSTAN



Daniel Rickenbacher hat lange nach einem Weg gesucht, seine Sexualität zu leben. ILLUSTR.: LUISA RISCHÉ

Sex ohne Barrieren

#käuflich (Folge 1): Ein Tabuthema: Menschen mit Behinderung haben sexuelle Bedürfnisse. Wo Liebe schwierig ist und es oft keinen Zugang zu Bordellen gibt, bieten Sexualbegleiter Zärtlichkeiten oder Geschlechtsverkehr ohne Berührungsanstöße. Einzige Barriere: Ihre Kunden müssen zahlen

VON ANNA STOMMEL

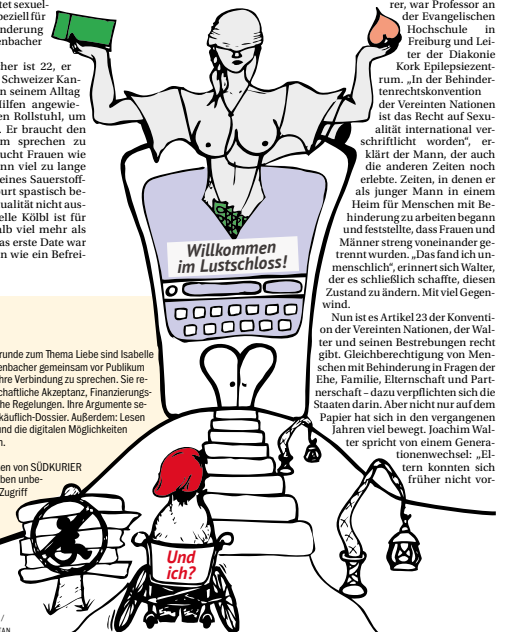
Ein Piepsen kündigt es an: Daniel Rickenbacher möchte etwas sagen. Basch wühlen seine Finger die Worte auf der Tastatur seines Sprachcomputers aus. „Ich war noch nie in dich verliebt, sorry“, wirft eine Roboterstimme in den Raum. Daniel lacht bei diesen Worten hell auf, wirft den Kopf zurück – und streckt seine Arme in Richtung der blonden Frau, die neben ihm sitzt. Die Frau ist Isabelle Kölbl. Rein rechtlich ist sie eine Prostituierte. Isabelle Kölbl aber nennt sich selbst Sexualbegleiterin. Das heißt, sie bietet sexuelle Dienstleistungen speziell für Menschen mit Behinderung an. Und Daniel Rickenbacher ist ihr Kunde.

Daniel Rickenbacher ist 22, er kommt aus Illgau im Schwetzer Kanton Schwyz und ist in seinem Alltag auf verschiedene Hilfen angewiesen: Er braucht einen Rollstuhl, um sich fortzubewegen. Er braucht den Sprachcomputer, um sprechen zu können. Und er braucht Frauen wie Isabelle, sagt er. Denn viel zu lange habe er, der wegen eines Sauerstoffmangels bei der Geburt spastisch behindert ist, seine Sexualität nicht ausleben können. Isabelle Kölbl ist für Rickenbacher deshalb viel mehr als eine Prostituierte: Das erste Date war für den jungen Mann wie ein Befreiungsschlag.

Liebe

Bei einer Diskussionsrunde zum Thema Liebe sind Isabelle Kölbl und Daniel Rickenbacher gemeinsam vor Publikum angetreten, um über ihre Verbindung zu sprechen. Sie referierten über gesellschaftliche Akzeptanz, Finanzierungsmodelle und gesetzliche Regelungen. Ihre Argumente sehen Sie im Video im #käuflich-Dossier. Außerdem: Lesen Sie, wie das Internet und die digitalen Möglichkeiten Prostitution verändern.

Abonnenten von SÜDKURIER Digital haben unbegrenzten Zugriff auf alle Inhalte des Dokuments www.suedkurier.de/kaeufllich.



Wegen dieser Ängste bezeichnet er den Weg bis zum ersten Treffen als schwierig. Was dann kam, sei wie ein Traum gewesen: „Ich durfte endlich Mann sein, gestreichelt werden, geküsst werden. Ich war ein Mann. Und nicht ein Mann mit einer starken Behinderung.“ Nicht nur seelisch, sondern auch physisch gehe es ihm bei und nach den Treffen besser: „Durch die Dates lösen sich die Spastiken“, sagt Rickenbacher. Behinderung und Sexualität – das war lange nicht zusammen denkbar. Zwangssterilisationen, Mehrbettzimmer in Heimen oder Medikamente, das diese Themen einander finden konnten. Aber die Zeiten, in denen satt und sauber als Maßstab in der Pflege galt, sind vorbei. Teilhabe lautet die neue Losung – auch in Sachen Sexualität, sagt Joachim Walter. Die sei nämlich ein Grundrecht. Walter ist Di-

plompsychologe. Pfarrer, war Professor an der Evangelischen Hochschule in Freiburg und Leiter der Diakonie Kork Epilepsiezentrum. „In der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen ist das Recht auf Sexualität international verankert“, erklärt der Mann, der auch die anderen Zeiten noch erlebt hat. In denen er als junger Mann in einem Heim für Menschen mit Behinderung zu arbeiten begann und feststellte, dass Frauen und Männer streng voneinander getrennt wurden. „Das fand ich unmenschlich“, erinnert sich Walter, der es schließlich schaffte, diesen Zustand zu ändern. Mit viel Gegenwind.

Nun ist es Artikel 23 der Konvention der Vereinten Nationen, der Walter und seinen Bestrebungen recht gibt. Gleichberechtigung von Menschen mit Behinderung in Fragen der Ehe, Familie, Elternschaft und Partnerschaft – dazu verpflichteten sich die Staaten darin. Aber nicht nur auf dem Papier hat sich in den vergangenen Jahren viel bewegt. Joachim Walter spricht von einem Generationenwechsel: „Eltern konnten sich früher nicht vor-

ZEICHNUNGEN: LUISA RISCHÉ / GESTALTUNG: STEFANIE KERSTAN

Kontakt:
Stefan Lutz, Chefredakteur, Telefon: 07531/999-1213, E-Mail: stefan.lutz@suedkurier.de

Reportagen vom gemieteten Acker



Die Redakteurin mietet ein kleines Stück Land am Rande der Großstadt und fängt an, dort eigenes Gemüse zu ziehen. An ihren Bemühungen lässt sie die Leser teilhaben. In einer Serie schreibt sie über Lust und Frust beim Kleingärtnern und wird von der Leserschaft mit zahlreichen Ideen und Tipps unterstützt.

Duisburg ist für viele noch immer die alte Montan-Stadt mit dampfenden Schloten. Deshalb überraschte die Nachricht, als ein Landwirt Ende 2015 ankündigte, einen Teil seiner Ackerfläche an Hobbygärtner zu vermieten.

In ihren Reportagen lässt sich die Redakteurin beim Pflanzen, Hacken, Jäten und Ernten über die Schulter schauen, erzählt von der Freude über die ersten Kartoffeln oder vom Versagen, wenn die Tomaten nicht angehen.

Neben den Geschichten im Print erscheinen online ergänzende Features, beispielsweise ein Quiz, bei dem Leser testen können, ob sie in der Lage sind, auf Fotos Unkraut von zartem Gemüse zu unterscheiden.

WAZ-Redakteurin Fabienne Piepiora greift zu und mietet eine Parzelle. In der Serie „Fabis Scholle“ macht sie fortan ihre Versuche, Mühen und Irrtümer auf dem Mietacker öffentlich: Wie werden Tomaten gesetzt? Welche der rund 3.000 Sorten sind für den Ackerbau geeignet? Warum werden die Gurken, die daneben stehen, so mickrig?

Die Redakteurin berichtet nicht nur über ihre eigenen Erfahrungen. Sie schreibt Porträts über andere Kleingärtner und Mitgärtner und erzählt, was sie antreibt. Auf einer Panorama-Seite gibt sie einen Überblick über Hofläden. Außerdem gibt sie Rezeptetipps.

Eine Serie, die den Landtrend im Lokalen aufgreift und auf sehr persönliche und informative Weise umsetzt.

Angereichert wird die Serie mit Fakten, etwa, dass es noch 71 landwirtschaftliche Betriebe in Duisburg gibt, und Informationen darüber, wie Landwirtschaft in der Großstadt funktioniert. Auch die Bodenbelastung spielt in einer Stadt wie Duisburg eine Rolle – verbunden mit der Frage, ob man sein eigenes Gemüse auch essen darf.

Die Resonanz auf ihre Geschichten ist groß. Leser geben Hinweise, was man aus Dicken Bohnen alles zaubern kann oder wie man seine Ernte am besten einmacht.

Wegen des großen Interesses lädt Fabienne Piepiora denn auch zu einem Lesertreffen auf dem Acker ein und fachsimpelt mit den Besuchern. Auch der Landwirt, der den Acker vermietet, beteiligt sich und veranstaltet eine exklusive Hofführung.

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ernährung
- ▶ Garten
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kontinuität
- ▶ Landwirtschaft
- ▶ Service
- ▶ Test
- ▶ Verbraucher

Kontakt:
 Fabienne Piepiora, Redakteurin, Telefon: 0203/9926-3165, E-Mail: f.piepiora@waz.de



Gemüsemäßig ist die Schollenbesitzerin bisher gut durchs Jahr gekommen. FOTO: TANJA PICKARTZ

Für die Ernte danken

Kürbis, Zucchini, Salat auf der Scholle: Im Gespräch erinnert Rolf Schragmann, Pastor in Serm und Mündelheim, an die Aktualität des guten Brauchs

Von Fabienne Piepiora

Die Ernte auf Fabis Scholle ist natürlich nicht vergleichbar mit der eines echten Bauern. Gemüsemäßig hat mich der Miet-Acker allerdings gut durch die Saison gebracht. Oft hatte ich sogar etwas übrig und konnte Bekannte und Kollegen mitversorgen. Oft gab's Salat und Zucchini statt Blumen. Und auch wenn das Feld erst in ein paar Wochen wieder an Bauer Blumenkamp zurück gegeben wird, ist es an der Zeit, Erntedank zu feiern. Der Termin liegt traditionell am ersten Oktober-Wochenende. Pastor Rolf Schragmann ist für die katholische Gemeinde St. Dionysius in Mündelheim und Serm zuständig. Außerdem betreut er noch die Stadtteile Hüttenheim und Ungelsheim. Im Gespräch erinnert er an den Hintergrund des Erntedankfestes und welche Bedeutung der Tag in der heutigen Überflus-Zeit hat.

Warum wird eigentlich Erntedank gefeiert?
 Den Brauch gab es schon in vorchristlicher Zeit. In der römisch-katholischen Kirche ist ein Erntedankfest seit dem dritten Jahrhundert belegt. Da die Ernte je nach Klimazone zu verschiedenen Zeiten eingebracht wird, gab es nie einen einheitlichen Termin. Eigentlich könnte man das ganze Jahr Erntedankfest feiern. Inzwischen hat sich eingebürgert, das Erntedankfest rund um den Michaelistag am ersten Wochenende im Oktober zu begehen. Es ist aber auch erlaubt, es auf einen Sonntag

SERIE
Fabis Scholle
 Serm, das Dorf in der Großstadt
 Es wird Herbst
Erntedank
 Die Hoffläden

vor den Termin zu verlegen. Wir glauben an Gott, den Schöpfer, der die Welt erschaffen hat und bedanken uns, dass es das ganze Jahr genug zu essen gab.
Feiern Sie in der Kirche St. Dionysius?
 Nein, wir haben schon am vergangenen Sonntag eine sehr schöne Messe auf dem Holtumer Hof gefeiert. Es wurde ein Altar mit allerlei Feldfrüchten aufgebaut. Der Gospelchor und die Bläsergruppe haben die Messe musikalisch ge-

staltet und unser Sermer Kindergarten hat ein Lied gesungen. Es waren rund 300 Personen dabei. Das sind schon deutlich mehr als sonst zum Gottesdienst kommen. Nach der Messe hat sogar die Kartoffelkönigin, die ja auch in Serm wohnt, vorbeigeschaut.

Haben die Menschen in den dörflichen Stadtteilen Serm und Mündelheim einen anderen Bezug zur Kirche?
 Er ist im Duisburger Süden noch etwas stärker als in vielen städtischen Regionen. Es gibt hier sicher auch ein ausgeprägteres Bewusstsein für den Stadtteil. Aber die Bindung an die Kirche hat hier ebenfalls abgenommen.

Viele kaufen ihr Obst und Gemüse im Supermarkt ein und haben gar keinen Bezug zur Landwirtschaft.

Auch dafür kann man danke sagen, denn die Kartoffeln mussten ja auch angebaut und geerntet werden.

Für die Bauern war es dieses Jahr schwierig. Der Juni zu nass, der September zu trocken.

Wir feiern trotzdem Erntedank, aber wir haben ja auch die Möglichkeit, zu bitten, dass es im nächsten Jahr vielleicht besser wird. Erntedank hat in Zeiten wie diesen noch eine andere Bedeutung. Wir sollten in Deutschland auch daran denken, dass wir seit 70 Jahren ohne Krieg leben. Es gibt andere Teile in der Welt, wo die Menschen Hunger leiden und sterben und Krieg erleben.

Sie selbst haben einige Zeit als Militärseelsorger gearbeitet. Hat sich ihr Bezug zu Krieg und Frieden geändert?

Nein, Frieden war mir schon immer wichtig. Ich bin gefragt worden, ob ich mir dieses Amt vorstellen könnte. Meine Aufgabe war es, die katholische Kirche zu repräsentieren und für die Soldaten ein offenes Ohr für religiöse und andere Probleme zu haben. Der Militärdienst bringt für die Soldaten Besonderheiten mit sich, die es in normalen Gemeinden so vielleicht nicht gibt.

Sind Sie froh, jetzt im friedlichen Mündelheim zu arbeiten?

Ich habe mich in der Tat gefreut, nach diesen zwölf Jahren wieder ein wenig sesshafter zu werden und fühle mich in Mündelheim und im Duisburger Süden sehr wohl.



Pastor Rolf Schragmann feierte mit vielen Besuchern einen Erntedank-Gottesdienst auf dem Holtumer Hof. FOTO: LAIRS FRÖHLICH

Gottesdienst auf dem Rosenhof
 ■ **Wer selbst** einen Erntedank-Gottesdienst miterleben möchte, hat dazu am kommenden Sonntag, 2. Oktober, die Gelegenheit. In Kooperation mit der evangelischen Bonhoeffer-Gemeinde Marxloh-Obermarxloh findet auf dem Rosenhof ein Gottesdienst zum Erntedank statt. Eingeladen sind große und kleine Besucher.
 ■ **Pfarrerin Birgit Brügge** hält den Gottesdienst, für den der Rosenhof der Familie Rademacher hübsch geschmückt wird. Der Hof befindet sich an der Kaiser-Friedrich-Straße 377 in Röttgersbach. Los geht's um 11 Uhr.

Folgen Sie uns durchs Gartenjahr
 ■ **Vor zehn Jahren** ist Fabienne Piepiora von Velbert nach Duisburg gezogen und längst ein überzeugtes Stadtkind. Was in der eher ländlich gelegenen Kleinstadt praktisch war: Der Opa hatte einen Garten. Für frisches Gemüse war gesorgt. Sie selbst war damals noch zu klein, um schon eigenes Gemüse oder Obst anzubauen.
 ■ **Nun versucht** sie es selbst. In der Serie „Fabis Scholle“ können Sie lesen, ob die Bemühungen von Erfolg gekrönt sind. Folgen Sie uns, liebe Leser, durchs Gartenjahr.

Plattform für engagierte junge Menschen



Junge Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, tun nicht nur etwas für ihren Verein oder ihre Initiative. Sie übernehmen Verantwortung für die Gesellschaft. Die Redaktion sucht engagierte junge Leute, gibt ihnen eine Plattform und macht sie zum Vorbild für Gleichaltrige.

Viele junge Leute engagieren sich ehrenamtlich in einem Verein oder Verband, einer Partei oder Initiative oder ohne Organisation, etwa in der Flüchtlingshilfe. Die wenigsten tauchen in der Öffentlichkeit auf. Das will die Zeitung ändern. Sie will aufzeigen, wie wichtig es für die Zukunftsfähigkeit von Regionen ist, dass die jungen Menschen in die sozialen Strukturen einbezogen werden. Mit ihrer Aktion „Junges Engagement – mit dem Herzen dabei“ will die Redaktion das bürgerschaftliche Engagement junger Menschen würdigen.

Die Redaktion startet einen Aufruf auf allen Kanälen: Engagierte junge Leute im Alter von 16 bis 29 Jahren sollen sich bewerben oder jemanden vorschlagen. Mehr als ein Dutzend Bewerber werden ausgewählt und in der Print-Ausgabe wie auch online mit einer großen Geschichte und Videobeiträgen vorgestellt. Sie zeigen die Vielfalt des jungen Engagements: eine junge Frau, die eine Nachmittagschule für Flüchtlingskinder aufbaut,

eine andere, die Jugendliche für den DLRG-Rettungseinsatz ausbildet, Dorfjugendliche, die sich für den Aufbau eines Jugendtreffpunkts starkmachen, Schüler, die eine Fahrradwerkstatt für finanziell benachteiligte Menschen aufbauen. Andere engagieren sich im Sportverein, der Feuerwehr, der Karnevalsgarde, setzen sich für Toleranz und Inklusion in der Stadt, in der Betreuung von Flüchtlingen oder älteren Menschen ein.

Die Lieblingskandidaten werden über eine Online-Abstimmung und von einer Jury ermittelt. Am Ende gibt es sechs Sieger, die bei einer großen Feier ausgezeichnet werden. Dazu sind alle Nominierten eingeladen mitsamt Freunden, Verwandten und Vertretern der Initiativen, in die sich junge Menschen einbringen.

Das Projekt wird von dem Volontär Niklas Preuten betreut. Er entwickelt das Konzept und die Formate für die crossmediale Präsentation. Er schreibt die Vorstellungsstücke und produziert

die Videos, promotet die Umfrage in sozialen Netzwerken und moderiert am Preisverleihungsabend.

Die Aktion macht deutlich, dass die Ehrenamtlichen die Seele der Gesellschaft sind und ihr Engagement unbezahlbar ist. Die Zeitung bringt sich mit der Aktion in der jungen Zielgruppe eindrucksvoll ins Gespräch.

Alle digitalen Inhalte unter: wp.de/junges-engagement

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Forum
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Vereine

Kontakt:

Martin Haselhorst, Redaktionsleiter, Telefon: 02931/898120, E-Mail: m.haselhorst@westfalenpost.de

PARA3_Sa



STANDPUNKT

Von Niklas Preuten

Vielen Dank für das vielfältige Engagement

Sie kommen aus der Schule, stellen zu Hause ihre Tasche ab und stehen nur wenige Minuten später bei klirrender Kälte als Trainer auf dem Fußballplatz. Sie sind vor der Arbeit Babysitter, nach der Arbeit Nachhilfelehrer und sowieso immer erreichbar für die geflüchteten Familien. Sie erreichen als Erste den Unfallort, arbeiten in Vorstandsämtern im Schützenverein und halten so das Dorfleben lebendig. Jugendliche und junge Erwachsene engagieren sich auf vielfältige Weise ehrenamtlich in Arnsberg und Sundern. So unterschiedlich ihre Aufgaben auch sind, manches vereint sie.

Da ist der Mut. Mut, früh im Leben Verantwortung zu übernehmen. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere. Da ist auch die Ausdauer. Ausdauer, sich länger als nur ein paar Wochen zu engagieren. Die jungen Ehrenamtler in Arnsberg und Sundern denken nicht in kurzfristigen Projekten, sie setzen sich über Jahre ein. Das bedeutet Verlässlichkeit und Kontinuität für die Vereine und Organisationen.

Da ist zudem Zurückhaltung. Zurückhaltung, sich nicht in den Vordergrund spielen zu wollen. Viele der anfallenden Aufgaben erledigen die Ehrenamtlichen seine Anerkennung auszuspochen und den Siegern zu gratulieren.

Zu diesen Siegern gehört auch Sebastian Niggemann, der – rein zu-

Oeventroper drücken dem „Jungen Engagement“ ihren Stempel auf

Siegerin und Zweitplatzierte unseres Wettbewerbs stammen aus Arnsbergs Osten

Von Torsten Koch

Arnsberg. Wenn sich der Fokus auf das Ehrenamt richtet, gibt es eigentlich nur Gewinner – doch weil es sich beim „Jungen Engagement“ unserer Zeitung – in Kooperation mit den Unternehmen Veltins und innogy – um einen Wettbewerb handelt, muss es auch einen „ersten Gewinner“ geben. Der wiederum ist eine „Sie“ und kommt aus Oeventrop. Laura Stein lag im Voting für unseren Ehrenamtspreis 2017 weit vorn, und konnte auch die Jury überzeugen – in der Addition bedeutete das den ersten Platz.



Die jungen Engagierten auf den Plätzen vier bis sechs (von links): Tatjana Tillmann (DLRG Sundern), das Trainerteam der Tanzsterne des TV Arnsberg und Malte Sittig (Computer-Lerntreff Arnsberg).

„Mädchen für alles“ beim TuS

Die 18-Jährige betreut die D-Juniorinnen des TuS Oeventrop, ist für die Fußball-Abteilung des Vereins außerdem als Organisatorin und Ansprechpartnerin unverzichtbar. Sie ist ein Vorbild für (junges) ehrenamtliches Engagement. Sie sei „mit ganzem Herzen dabei“, würdigte Torsten Berninghaus in seiner Laudatio auf die Preisträgerin deren unermüdliches Acker für „ihren“ TuS. Der stellvertretende Chefredakteur der Westfalenpost hatte es sich erneut nicht nehmen lassen, persönlich in die Kulturschmiede nach Arnsberg zu kommen, um den jungen Ehrenamtlichen seine Anerkennung auszuspochen und den Siegern zu gratulieren.

Zu diesen Siegern gehört auch Sebastian Niggemann, der – rein zu-

füllig – ebenfalls aus Oeventrop kommt und den zweiten Platz belegt. Der 26-Jährige trat erst im Alter von 18 Jahren in die Feuerwehr ein. In Oeventrop engagiert er sich u.a. für Brandschutzerziehung und -aufklärung in Kindergärten und Grundschulen. Außerdem hat er sich – „mit hoher Kompetenz“, so die Jury – dem Aufbau einer Kinder-Feuerwehr in Oeventrop und Rumbeck verschrieben. Wie wichtig dem Familienvater das „Junge Engage-

ment“ ist, zeigt seine bloße Anwesenheit am Freitagabend in der Kulturschmiede: Im Feuerwehrgerätehaus in Oeventrop sollte eigentlich zeitgleich seine Beförderung zum Brandmeister gefeiert werden! Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Aus Fremden wurden Freunde

Dritte im Bunde der „Trepptchen-Erklärer“ ist eine junge Frau aus Müschede: Johanna Stodt setzt sich im „Eulendorf“ für Flüchtlingsfamilien ein. Die 24-Jährige lernt dort mit syrischen Kindern Deutsch. Warum sie die eigene, rare Freizeit Fremden schenkt? „Ich würde mich auch über Hilfe freuen, wenn ich in einen anderen Kulturkreis komme“, antwortet Johanna Stodt. Außerdem sind die „Fremden“ längst ihre Freunde geworden...

Das Siegetrepptchen nur knapp verpasst haben auf den Plätzen vier bis sechs Malte Sittig (Vierter – der Zehnklässler vom Computer-Lerntreff Arnsberg führt Senioren in die Welt der modernen Technik ein), das Quartett Katharina Pohlmann,

SAMSTAG | 21. JANUAR 2017

ZEITUNG FÜR ARNSBERG

STIMMEN

„Diese von Ihrer Zeitung initiierte Veranstaltung in der Kulturschmiede bietet jungen Menschen die Chance, mit ihrem Engagement endlich einmal an die breite Öffentlichkeit zu treten.“

Martina Gerdes, Arnsberg

„Die Idee gefällt mir sehr, sehr gut, dem jungen Engagement hier in der Kulturschmiede eine große Plattform zu geben. Das ist wirklich eine schöne Sache.“

Peter Kaiser, Sundern

„Die Idee für eine solche Veranstaltung bzw. für solches Voting ist hervorragend. Zudem werden so Innovationen geweckt, weil die jungen Menschen spüren, dass ihre Arbeit anerkannt wird.“

Werner Friedhoff, Westenfeld



Auf dem 2. Platz: Sebastian Niggemann aus Oeventrop engagiert er sich u.a. für Brandschutzerziehung.



Auf dem 3. Platz: Johanna Stodt setzt sich im „Eulendorf“ Müschede für Flüchtlingsfamilien ein.

Dritte Auflage des Wettbewerbs – nach 2013 und 2015

■ Zum dritten Mal nach 2013 und 2015 hat unsere Zeitung in Kooperation mit der Brauerei Veltins und der neuen RWE-Tochtergesellschaft „Innogy“ zur großen Preisverleihung in die Arnsberger Kulturschmiede (Einlass ab 18 Uhr) eingeladen.

■ Die Nominierten im Alter zwischen 16 und 29 Jahren zeigen,

wie vielfältig ehrenamtliches Engagement in Arnsberg und Sundern ist.

■ Den Liveticker der Veranstaltung zum Nachlesen finden Sie online unter www.wp.de/jungesengagement2017. Viele Fotos vom Abend stehen im Internet auf www.wp.de/arnsberg

Online-Voting und drei verschiedene Jurys entscheiden

Arnsberg. Bis zum 31. Dezember 2016 konnten Stimmen für die Kandidaten abgegeben werden. Das Ergebnis dieser Online-Abstimmung zählt zu 50 Prozent. Weitere 50 Prozent haben die unabhängig voneinander und ohne Kenntnis der Online-Abstimmung wertenden Jurymitglieder unserer Zeitung und der beiden Kooperationspartner zur Sieger-Ermittlung beigegeben.

Das Online-Voting wurde äußerst rege geklickt – am Ende standen dort 12 000 Stimmen zu Buche! Weitere 25 000 Besuche der verschiedenen Artikel und Videos kennzeichneten das „Junge Engagement“ als ein sehr attraktives Event.

Buntes Rahmenprogramm rundet gelungenen Abend ab

Nachwuchsband „Under the Basement“ sorgt für fetzige Musik. Arnsberger Tanzsterne lassen Bühne der „Schmiede“ erzittern

Arnsberg. So bunt, vielfältig und attraktiv wie das Engagement der nominierten Kandidaten war auch das Rahmenprogramm der dritten Auflage des „Jungen Engagements“.

Für Musik sorgte die Nachwuchsband „Under the Basement“. Die Jungs von USB überraschten mit einem erstaunlich breiten Repertoire – vom jazzigen „Summertime“ über „I am all over it“ bis hin zum Sting-Klassiker „Englishman in New York“.

Schwungvoll moderiert von Redaktionsleiter Martin Haselhorst, nahm die Veranstaltung mit über 100 Gästen in der Kulturschmiede rasch Fahrt auf.

In drei Videoblocks wurden die insgesamt 13 nominierten Ehrenamtler und ihr Engagement pfliffig präsentiert. Die Regularien des Wettbewerbs wurden noch einmal erläutert, bevor es dann ans „Eingemachte“ ging – von unten nach oben wurden die vorderen Platzierten nach und nach auf die Bühne geholt – und mit Laudatien geehrt.

Gegen 20.30 Uhr näherte sich die Stimmung dann dem Höhepunkt – und die Siegerin wurde präsentiert. Doch nach dem „offiziellen Teil“ war noch lange nicht Schluss: Bei Fingerfood und weiteren fetzigen Musiktiteln klang ein gelungener Abend nur langsam aus.



Eine gelungene Lobeshymne auf das Sauerland: Die „Tanzsterne“ des TV Arnsberg bezauberten mit einer tollen Bühnenshow in originellen Kostümen.